

Fischer, Klaus: *Satzstrukturen im Deutschen und Englischen. Typologie und Textrealisierung*. Berlin: Akademie Verlag 2013. 373 S. € 99,80. (= Konvergenz und Divergenz: Sprachvergleichende Studien zum Deutschen 1.)

Eines der interessantesten Probleme der Sprachtypologie und speziell des deutsch-englischen Sprachvergleichs ist die Frage nach der relativen semantischen Transparenz einzelsprachlicher Grammatiksysteme. Mit anderen Worten: Zeigen Sprachen wie Deutsch und Englisch systematische Unterschiede in der Passgenauigkeit (dem "mapping") zwischen der Verteilung der thematischen Rollen im Satz und der syntaktischen Oberflächenstruktur? In seinem Buch *A Comparative Typology of English and German* führte Hawkins (1986) hierfür den Begriff der "semantischen Transparenz" ein und vertrat die Ansicht, dass die grammatischen Strukturen des Deutschen im Allgemeinen semantisch transparenter seien als die des Englischen, wobei er die ausgeprägtere Kasusflexion des Deutschen als entscheidenden Faktor betrachtete. Obwohl diese Ansicht seitdem weitgehend akzeptiert ist, hat es immer schon Autoren gegeben, die Hawkins' These anhand von Gegenbeispielen relativierten und auf bestimmte Bereiche der Grammatik oder des Wortschatzes einzuschränken versuchten, so etwa in den ersten Jahren Rohdenburg (1990) und Kortmann/Meyer (1992).¹

Auch das vorliegende Buch von Klaus Fischer meldet hier Zweifel an. Dabei geht Fischer gleich in zweierlei Hinsicht neue Wege: zum einen, indem er andere, von Hawkins ausgelassene Phänomene des Deutschen und Englischen wie Ergänzungssätze und Topologie (d.h. Satzbau bzw. Konstituentenstellung) in den Blick nimmt, und zum anderen, indem er sich für die "Textrealisierung" grammatischer Strukturen (was u.a. bedeutet: deren Tokenfrequenz) als Parameter kontrastiver Untersuchungen stark macht. Als Datengrundlage dient ihm ein bescheidenes Parallelkorpus (ca. 11.000 Wörter pro Sprache), das aus Teilen eines deutschen Jugendbuchs, eines englischen Jugendbuchs und eines deutschen journalistischen Textes besteht, jeweils verglichen mit einer vorhandenen Übersetzung in die je andere Sprache. Diese Texte unterzieht Fischer einer genauen syntaktischen Analyse im Rahmen der Valenztheorie und zieht aus den Ergebnissen Schlüsse über die semantische Transparenz grammatischer Strukturen im Deutschen und Englischen, die bedeutend von Hawkins' Ergebnissen abweichen.

Das Buch besteht aus zwei Teilen: einem theoretischen und einem empirischen. Kapitel 1, "Was dieses Buch will", enthält einen Überblick über Fragestellung und Ansatz. Der darauf folgende theoretische Teil (insgesamt 140 Seiten) besteht aus vier Kapiteln. In Kapitel 2, "Chancen und Grenzen des Vorgehens", stellt Fischer sein Übersetzungskorpus vor, begründet die Auswahl der zu untersuchenden Satzstrukturen und beschreibt deren Grundzüge im Rahmen der deutschen bzw. englischen Grammatik. In Kapitel 3, "Wie Sprachen charakterisiert werden können", diskutiert er den gewählten sprachtypologischen Ansatz, die Kategorie der "Textrealisierung", das Verhältnis von Ausdruck und Inhalt bei grammatischen Strukturen sowie die zu untersuchenden Vergleichsparameter. Kapitel 4, "Einheit in der Vielheit: John A. Hawkins' sprachtypologische Welt", bietet eine Übersicht über Hawkins' typologisch fundierten englisch-deut-

1 Aufschlussreich ist auch Hawkins' Antwort (1992) auf diese Beiträge. Darin vollzieht Hawkins erstmals den Perspektivwechsel von der sprachenpaarspezifischen Transparenz hin zur allgemeinen performanzbasierten Effizienz grammatischer Systeme, um die sich seine späteren Arbeiten drehen.

schen Sprachvergleich und seine Thesen bezüglich der semantischen Transparenz im Lichte der deutschen Kasusflexion. Kapitel 5, "Valenz: wie Sprache Welt erfasst", besteht aus einer Darstellung und Diskussion des Valenzbegriffs als Theorierahmen für die Analyse der zu untersuchenden Phänomene. Es folgt der zweite, empirische Teil des Buches (195 Seiten), beginnend mit Kapitel 6, "Daten aus dem Korpus: Ergänzungsunabhängige Parameter", in dem Fischer zuerst die unterschiedliche Länge der Korpustexte in den beiden Sprachen beschreibt und begründet (die deutschen Texte sind länger als die englischen, weil sie mehr Silben und Buchstaben aufweisen, nicht etwa weil sie mehr Wörter oder Sätze enthielten – S. 168) und anschließend mit Blick auf die semantische Transparenz die "verbalere" Natur des Englischen, die Häufigkeit und Transparenz von Konversen in den beiden Sprachen sowie die möglichen Teilsatzpositionen des Verbs und deren relative Häufigkeit herausarbeitet. Kapitel 7 und 8 bilden danach das empirische Herz des Buches. Kapitel 7, "Wie im Deutschen und im Englischen Verben ergänzt werden", ist mit 127 Seiten das bei weitem längste des Buches und nimmt allein mehr als ein Drittel von dessen Gesamtumfang ein. Es begründet die Definition, Abgrenzung, Position, Frequenz und Semantik der einzelnen Ergänzungstypen ("E") im Deutschen und deren ggf. abweichende Entsprechungen im Englischen. Kapitel 8, "Wie im Deutschen und Englischen Verben durch Teilsätze ergänzt werden", beginnt mit einem Überblick über die (finiten und infiniten) Realisierungen von Ergänzungssätzen, bespricht deren Klassen gemäß ihrer syntaktischen Funktion, ihrer Häufigkeit sowie der relativen semantischen Transparenz ihrer Übersetzungen im Korpus und endet mit spezifischen Bemerkungen über w/wh-Sätze, Spaltsätze und die Häufigkeit verschiedener Formen von E-Sätzen. Es folgen noch das zusammenfassende Kapitel 9, eine Liste der verwendeten Abkürzungen und Zeichen sowie das Literaturverzeichnis.

Charakteristisch für Fischers Buch sind die vielen geschickt gewählten Beispielsätze, die Häufigkeitslisten (mit absoluten und relativen Angaben), die zusammenfassenden Tabellen (die in der Regel die formale Varianz syntaktischer Strukturen betreffen) und die eingehende fachwissenschaftliche Diskussion. Der Inhalt der einzelnen Kapitel wird jeweils in einem Einführungsabschnitt vorgestellt; mit wenigen Ausnahmen enden die Kapitel und Einzelabschnitte mit knappen Zusammenfassungen, in denen Fischer diskutiert, inwieweit seine Analysen Hawkins' These, dass die Satzstrukturen des Deutschen semantisch transparenter seien als die des Englischen, bestätigen oder widerlegen. Dabei zeigt sich etwa, dass Ergänzungssätze ("E-Sätze") den Ansichten von Hawkins, der nur einfache Hauptsatzstrukturen berücksichtigte, klar widersprechen. Englische Gesamtsätze in Fischers Korpus enthalten zu 40% mehr E-Sätze als ihre deutschen Gegenstücke, wie z.B. in "*It was on the corner of the street that he noticed the first sign of something peculiar [...]*" (englisches Original) gegenüber "*An der Straßenecke fiel ihm zum ersten Mal etwas Merkwürdiges auf [...]*" (deutsche Übersetzung; S. 207). U.a. infolge der größeren englischen Neigung zu Spaltsätzen und anderen Konstruktionen, die syntaktisch als E-Sätze realisiert werden, ist das Englische erheblich verblastiger, als Hawkins meinte, und erhöht sich generell die semantische Transparenz der englischen Grammatik in ihrem tatsächlichen Gebrauch (S.349). Unter diesem Aspekt – eben der "Textrealisierung" – erweist sich auch Hawkins' zweite Hauptthese, die Transparenz deutscher Satzstrukturen sei eine Folge der expliziteren Kasusmorphologie, als unzutreffend, denn der Kasus ist in den meisten untersuchten deutschen Satzstrukturen gar nicht erkennbar (S.85). Ohnehin weisen nur maskuline NPs überhaupt

einen wahrnehmbaren Kontrast zwischen Nominativ (Subjekt) und Akkusativ (dem wichtigsten und häufigsten Objektkasus) auf, zudem sind nicht weniger als 75% der deutschen Nominativ-NPs in Fischers Korpus formgleich mit dem Akkusativ (S. 218). Von der Textrealisierung her betrachtet, erweist sich die deutsche Nominalflexion somit als ein statistisch viel weniger verlässlicher Indikator syntaktischer Beziehungen, als Hawkins annahm, während die topologische Markierung des Subjekt-Objekt-Kontrasts im Englischen dank der festen SVO-Stellung sehr verlässlich ist und in der Sprachverarbeitung zu deutlich weniger zeitweiligen Mehrdeutigkeiten (“temporary processing ambiguities”) führt, als Hawkins glaubte (S. 228). Damit stellen Fischers Ergebnisse den Zusammenhang zwischen morphologischer Komplexität und semantischer Transparenz grundsätzlich in Frage – mit erheblichen Folgen für zukünftige sprachvergleichende Untersuchungen im Rahmen eines semantischen Transparenzbegriffs.

Überraschend wirkt bei der Lektüre dieser und anderer Passagen in Kapitel 6 von Fischers Buch die relativ geringe praktische Bedeutung der Valenztheorie, die Fischer zuvor in Kapitel 5 noch ausführlich dargestellt und diskutiert hat. Tatsächlich spielt der Begriff “Valenz” im zweiten Teil des Buches kaum eine Rolle – ohne dass dies allerdings etwas an der generellen Attraktivität von Fischers Gedanken zur Weiterentwicklung der Valenztheorie ändern würde. So schlägt Fischer in Kapitel 5 vor, die Valenztheorie um ein pragmatisches Element zu erweitern, das es erlaubt, den Valenzstatus von Phrasen als unterdeterminiert zu behandeln, anstatt sie von vornherein als Ergänzungen oder Angaben kategorisieren zu müssen oder die Unterscheidung zwischen Ergänzungen und Angaben ganz aufzugeben, wie in der Literatur gelegentlich vorgeschlagen worden ist (S. 119, 144). Fischers Vorschlag bietet nicht nur vielversprechende Perspektiven für zukünftige Untersuchungen zum englisch-deutschen Sprachvergleich, sondern dürfte auch generell die Attraktivität der Valenztheorie in der Forschung erhöhen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Fischers Buch für Forscher und (weit fortgeschrittene) Studierende mit Interessen im Bereich der deutschen und englischen Sprachtypologie, der semantischen Transparenz, der Valenztheorie und der kontrastiven Linguistik im Allgemeinen von größtem Interesse ist und nebenbei auch einen informativen Überblick über den Stand der Valenzdiskussion sowie über die früheren Untersuchungen des Autors zur Valenz und Sprachtypologie (seit Fischer 1997) bietet. Aufgrund des geringen Umfangs seines Übersetzungskorpus bezeichnet Fischer die vorliegende Untersuchung selbst als “explorativ” (S. 25), so dass künftige Forschungen zur semantischen Transparenz deutscher und englischer Grammatikstrukturen von größeren Korpora profitieren dürften. Vor allem stellt Fischers Buch jedoch einen ersten, erfolgreichen Schritt zur Begründung einer vergleichenden Typologie der Textrealisierung grammatischer Strukturen dar, die der kontrastiven Linguistik in Zukunft zu einem neuen empirischen Fundament und zu größerer quantitativer und qualitativer Präzision als je zuvor verhelfen dürfte.

Literatur

- Fischer, Klaus (1997): *German-English Verb Valency: a Contrastive Analysis*. Tübingen: Narr.
 Hawkins, John A (1986): *A Comparative Typology of English and German: Unifying the Contrasts*. London: Croom Helm.

- Hawkins, John A. (1992): *A Performance Approach to English/German Contrasts*. In: Mair, Christian/Markus, Manfred (Hg.): *New Departures in Contrastive Linguistics*. Innsbruck: Verlag des Instituts für Sprachwissenschaft der Universität Innsbruck. Bd. 1, S. 115-136.
- Kortmann, Bernd/Meyer, Paul Georg (1992): *Is English Grammar More Explicit than German grammar, After All?* In: Mair, Christian/Markus, Manfred (Hg.): *New Departures in Contrastive Linguistics*. Innsbruck: Institut für Sprachwissenschaft der Universität Innsbruck. Bd. 1, S. 155-166.
- Rohdenburg, Günther (1990): *Aspekte einer vergleichenden Typologie des Englischen und Deutschen. Kritische Anmerkungen zu einem Buch von John A. Hawkins*. In: Gnutzmann, Claus (Hg.): *Kontrastive Linguistik*. Frankfurt a.M.: Lang. S. 133-152.

Justin Farwell

Ine Van linthout: *Das Buch in der nationalsozialistischen Propagandapolitik*. Berlin/Boston: De Gruyter 2012 (= *Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur* 131). 437 S. 99,95 €.

Ine Van linthouts Monographie zur Funktion des Buches in der nationalsozialistischen Propaganda- und Kulturpolitik ist in der namhaften Reihe *Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur* erschienen. Es handelt sich um die bearbeitete Fassung ihrer 2008 an der Universität Antwerpen und der Humboldt-Universität zu Berlin vorgelegten Doktorarbeit. Aufgrund umfangreicher Quellenrecherchen (Goebbels' Tagebücher, kaum ausgewertete Zeitschriften und Wochenzeitungen, unveröffentlichte Archivmaterialien v.a. im Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde) wird zum ersten Mal eine umfassende Studie zu dieser Thematik geboten.

Seit Jan-Pieter Barbians Arbeit zur *Literaturpolitik im Dritten Reich* 1993² fehlte tatsächlich eine Gesamtdarstellung, die nicht nur die neuesten Errungenschaften der letzten beiden Jahrzehnte berücksichtigt, sondern auch eine deutlich literaturwissenschaftliche Perspektive einnimmt. Denn trotz ihrer unmissverständlichen Verdienste fungiert Barbians Studie als eine Institutionengeschichte der Literatur im Nationalsozialismus und zieht nicht in Betracht, "dass neben Inhalten ebenfalls Formen und damit der gezielte Gebrauch von Metaphern, Textverfahren, narrativen Mustern und Gattungen" (S. 8) in der Literaturpolitik eine Rolle spielen. Dieses Defizit will die Verf. kompensieren, indem sie auch die Analyse von Romanen, Novellen, Erlebnisbüchern und literarischen Zeitschriften in ihre Untersuchung einbezieht.

Dank des sehr aufschlussreichen Forschungsberichts über den Gegenstand "Literatur im Dritten Reich" (S. 245-273) versteht der Leser besser die historischen Gründe, die dazu geführt haben, dass die "Literatur im Dritten Reich" so lange ein Stiefkind der germanistischen Forschung geblieben ist: die Verdrängung dieses "peinlichen Kapitels" der Literaturgeschichte in der Nachkriegszeit, das angeblich nichts mit der deutschen Kultur zu tun hatte; dann die Emotionalität der intellektuellen Debatten ab Anfang der 1960er Jahre, unter anderem anlässlich der Aufarbeitung des Eichmann-Prozesses von Hannah Arendt, die auch in Deutschland Kontroversen auslöste; und natürlich auch die

2 Jan-Pieter Barbian: *Literaturpolitik im 'Dritten Reich'. Institutionen, Kompetenzen, Betätigungsfelder*. Frankfurt/M.: Buchhändler-Vereinigung 1993. Überarb. u. aktualis. Ausg. dtv 1995.

antagonistischen Deutungen des Phänomens innerhalb der intellektuellen Felder der beiden deutschen Republiken bis 1989. Ine Van linthout unterstreicht die Bedeutung der Münchener Germanistentagung 1966, die als entscheidender Impuls für die neuere Fachgeschichte der Germanistik sowie für eine zunehmend sachliche und gründliche Interpretation der nationalsozialistischen Literatur fungiert habe. Sie hebt diesbezüglich die innovative Kraft der Studien von Uwe-K. Ketelsen, Horst Denkler und Klaus Vondung hervor sowie den “Übergang von einem auf Hitler zentrierten zu einem strukturalistischen Verständnis der Diktatur, der sich in der Geschichtswissenschaft seit Mitte der sechziger Jahre vollzogen hatte [...]” (S. 255f.). Die Verf. setzt aufklärende Akzente auf Kontinuitäten mit der Zeit vor 1933 – ein Spannungsfeld, das gerade aus literaturhistorischer Sicht noch erheblicher Betrachtungen bedarf – und nutzt das anregende Potential von Hans Dieter Schäfers Studie *Das gesplittene Bewußtsein. Deutsche Kultur und Lebenswirklichkeit 1933-1945*.³ Schäfer lenkte den Fokus auf die “nichtnationalsozialistische Literatur” einer “jungen Generation”, die die Spielräume einer anfänglich relativen Toleranz der nationalsozialistischen Zensur gegenüber gewissen Ausdrucksformen der Moderne nutzte. Er erweiterte andererseits kultur- und medienwissenschaftlich den Blick zu Bereichen der Unterhaltungs- und Konsumkultur wie der Populärmusik, dem Film und den Gebrauchsgütern. Besonders wichtig war dabei die Aufhebung des dualen Gegensatzes zwischen “Literatur des III. Reichs” und “Moderne”, d.h. “[d]ie Einbeziehung der fortschreitenden Modernisierung der Gesellschaft in die Bewertung nationalsozialistischer Literatur [...]” (S. 258).

Während Barbians Studie augenscheinliche Widersprüche durch die polyzentrische, in gewisser Weise zentrifugale Komplexität des kulturellen Lenkungsapparats des Nationalsozialismus erklärte, fundiert Ine Van linthout ihre Argumentation auf dem Prinzip der “totalitären Differenzierung”, die eine breitere gesellschaftliche Verankerung anstrebt. Ihr geht es nämlich darum zu belegen, “dass die Diktatur ein gewisses Maß an Differenzierung zum zentralen Prinzip ihrer Propaganda erhob, weil ihr nur so ihre totalitäre Absicht, das deutsche Volk in seiner Gesamtheit für sich zu gewinnen, in einer modernen, ausdifferenzierten Gesellschaft, einer dynamischen Umwelt und in sich widersprüchlichen Realität realisierbar schien” (S. 9). Eine “Vielgestaltigkeit der literarischen Propaganda”, die nicht unbedingt als Zweck, sondern als “eines von mehreren Verfahren im Prozess der Gleichschaltung” aufgefasst wird, habe dementsprechend “ein sowohl ästhetisch als auch ideologisch differenziertes Lektüreangebot” geschaffen (S. 9f.), so dass möglichst viele Leserkreise, Rezeptionskontexte und Gefühlslagen erreicht wurden.

Dieser im begriffserklärenden Teil der Arbeit (S. 16-36) näher ausgeführte Ansatz der “totalitären Differenzierung” stellt sich als sehr überzeugend heraus. Er macht die wechselseitige Dimension des Prozesses der Gleichschaltung klar. Bestimmte Differenzen waren von einem Propagandaapparat zu berücksichtigen und ggf. zu dulden, um besser integriert zu werden, so dass Ideologie und gesellschaftliche Realität in diesem Prozess näher gebracht werden. Stellt sich nun die Frage, ob es sich bei der “totalitären Differenzierung” wirklich um ein bewusstes Verfahren handelte oder um den Ausdruck einer gewissen Ratlosigkeit des Zensurapparats, der es aus verschiedenen Gründen

3 Hans Dieter Schäfer: *Das gesplittene Bewußtsein. Deutsche Kultur und Lebenswirklichkeit 1933-1945*. München, Wien: Hanser 1981; Göttingen: Wallstein 2009.

nicht schaffte, das kulturelle und literarische Leben ganz gleichzuschalten. Auf die Diskussion, ob das Störungspotenzial von Standardwerken der “inneren Emigration” bzw. der “verdeckten Schreibweise” (wie Ernst Jüngers *Auf den Marmorlippen* oder Reinhold Schneiders *Las Casas vor Karl dem V.*) eigentlich von der Zensur erkannt wurde, geht die Verf. nicht ein. Wurde es in aller Kenntnis der Sachlage geduldet oder können wir von der beruhigenden Feststellung ausgehen, dass die Zensur letztendlich gewisse Subtilitäten eines literarischen Textes nicht beherrscht? Diese Frage konnte noch nicht beantwortet werden, weil der Stand der Forschung mit Bezug auf Verlagsgeschichten im Nationalsozialismus nicht befriedigend genug ist. Denn lediglich die detaillierte Untersuchung des Briefwechsels zwischen einem Verlag und dem Zensurapparat erlaubt es zu beurteilen, wer das letzte Wort über eine Publikation gehabt hat.⁴

Solide Ergebnisse findet man aber genug in Ine Van linthouts Studie. Ihr erster Teil evaluiert den “Stellenwert des Buches in der modernen Medienkultur”. Neben dem bedeutenden Einsatz der neuen Massenmedien Rundfunk und Film in der nationalsozialistischen Propaganda hatte das Buchwesen noch eine zentrale Funktion, unter anderem wegen seines symbolischen Kapitals, das es erlaubte, Deutschland als geistige und intellektuelle ‘Führungsnation’ zu profilieren bzw. zu legitimieren. Die Verf. erinnert daran, dass dafür auch die *Dichter und Denker*-Tradition und die Weimarer Klassik propagandistisch vereinnahmt wurden (S. 52f.). Da die Nationalsozialisten die meisten Vertreter der humanistischen Tradition ins Exil trieben, weiß man, dass es ihnen folgerichtig nie gelungen ist, richtige “Klassiker der Gegenwart” für ihre Sache zu gewinnen.⁵

Gründlich und nuanciert werden die Funktionen des Buches im Dienste des Nationalsozialismus ausgeführt. Das Medium Buch hat eine musterhafte “gemeinschaftsbildende Funktion” und erlaubt es, “identitätsstiftende ‘Werte’ und ein kollektives Zugehörigkeitsgefühl zu vermitteln” (S. 89). Statt dichotomischer Schwarz-Weiß-Zeichnungen, die man von der nationalsozialistischen Propaganda erwarten würde, wande diese das Prinzip der “totalitären Differenzierung” ebenso auf gezielte Feindbilder (Vorstellungen von Russland und England) und Konstruktionen der Assimilation an. Die Heterogenität und Komplexität der Freund- und Feindbilder lassen sich in der Tat vor dem Hintergrund der wankelmütigen Evolution der außenpolitischen Beziehungen zu den anderen Großmächten begreifen, wie im Falle der plötzlichen Milderung der Diskurse zu Russland anlässlich des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakts im August 1939 (S. 139). Der Fall Englands entlarvt eine interessante Differenzierung zwischen Fiktion und Nonfiktion, indem die sog. “schützende Unverbindlichkeit der Belletristik” (S. 148) Aussagen erlaubte – die Assimilation Shakespeares als Vertreter der deutschen Kultur etwa –, die als politischer Diskurs nicht haltbar gewesen wären. Zu diesem Unterkapitel gehört schließlich noch der exemplarische Umgang mit “germanischen Bevölkerungsgruppen” am Beispiel Flanderns – eine besondere Thematik, zu der die Verf. bereits

4 Dies habe ich zum Beispiel anhand von Nachlassmaterialien zu gleichgeschalteten Werken von Friedrich Markus Huebner belegen können (Hubert Roland: *Leben und Werk von Friedrich Markus Huebner (1886-1964). Vom Expressionismus zur Gleichschaltung*. Münster/ New York u.a.: Waxmann 2009).

5 Jan Pieter Barbian's Auseinandersetzung mit dem peinlichen Fall Gerhart Hauptmanns wird hier nicht erwähnt: *Zur Rolle von Gerhart Hauptmann im “Dritten Reich”*. In: *Leben-Werk-Lebenswerk. Ein Gerhart-Hauptmann-Gedenkbuch*. Hg. v. Edward Bialek, Eugeniusz Tomiczek und Marek Zybura. Legnica: NKJO 1997. S. 251-286.

international anerkannte Leistungen geliefert hat. Ihre Betrachtungen zu der kapriziösen Spannung zwischen ‘eigen’, ‘anders’ und ‘fremd’ in der nationalsozialistischen Buchproduktion zu Flandern sind demzufolge besonders zu empfehlen.

Ein letzter interessanter Fund des ersten Teils der Arbeit ergibt sich aus der Analyse von Goebbels’ Tagebüchern: Sie belegen, dass er die Literatur “für die Diffamierung von Feindstaaten oder ‘minderwertigen’ Rassen wie Juden, Russen und Polen” (S. 157) als wenig geeignet betrachtet hat. Dafür sollte eher auf sachlich-politisches Schrifttum rekurriert werden.

Der zweite Teil bildet eine wichtige Ergänzung zu Barbians sozial- und institutionengeschichtlicher Annäherung an die Literatur im Dritten Reich. Hier nimmt die Verf. die “Hintergründe, Erscheinungsformen und Ergebnisse der Buchförderungs politik” unter die Lupe. Staatliche Initiativen wie die alljährliche *Woche des deutschen Buches*, die Aktion *In jedes deutsche Haus eine Heimbücherei*, die Spendeaktion *Winterhilfswerk des deutschen Volkes* bestätigen den hohen Wert des Buches und sein ‘volkserzieherisches’ Potential. Mit der “spektakulär angestiegenen Nachfrage nach Büchern [...]” (S. 221) wurden die Interessen der Buchhandelsbranche, die sich anfänglich von der Weltwirtschaftskrise nur mit Mühe erholt hatte, mit einbezogen. Dabei richtete sich ein überraschendes Gleichgewicht zwischen totalitärer Politik und marktwirtschaftlicher Logik ein. Gerade die Buchförderungsaktionen belegen, “dass die Privatwirtschaft – im Gegensatz zu den propagandistischen Parolen *gegen* eine marktwirtschaftliche Logik – weniger bekämpft als vielmehr in die Buchpolitik der NS-Zeit integriert wurde” (S. 243). Schlüssig erklärt die Verf., wie “die privatwirtschaftliche Logik im Rahmen der Diktatur zur Selbstanpassung führte und damit eine eigene Form der Zensur installierte [...]” (S. 244), die dem Regime nicht nur Vorteile brachte.

Der mit “Binnendifferenzierung der Literatur im Dritten Reich” betitelte dritte Teil ist wegen seines systematischen Umgangs mit Schreibverfahren am deutlichsten literaturwissenschaftlicher Prägung. Er bietet zuerst einmal einen Schwerpunkt zur Unterhaltungsliteratur, die sich im Rahmen der Propaganda als brauchbar erweisen sollte. Anhand einer detaillierten Analyse des Begriffes ‘Kitsch’, den sie in die Kategorien des ‘sentimentalen Kitsches’ und des ‘Konjunkturkitsches’ aufteilt, erklärt Ine Van linthout die Modalitäten der Ambivalenzen des Nationalsozialismus zur Privatwirtschaft: Einerseits habe man Kitsch als Beitrag zur “nationalsozialistischen Stimmungspolitik” gefördert, andererseits sei er “als negative Erscheinung der modernen Gesellschaft bezeichnet und verworfen” worden (S. 276). Im Zeichen der totalitären Differenzierung wurde auch im Bereich der Unterhaltungsliteratur jenseits aller ideologischen Ansprüche eine Politik der Kompromisse betrieben. Strategische Absichten oder das bekannte Phänomen der “polykratischen Herrschaftspraxis” (S. 381) – Interessendivergenzen zwischen Goebbels und Rosenberg etwa – hatten “pragmatisch motivierte Abweichungen von ideologischen, politischen oder auch persönlichen Idealvorstellungen” (S. 345) zur Folge. Schlussfolgernd relativiert die Verf. die manchmal in der Forschung vorgebrachte These, “Unterhaltungsschrifttum habe im Dritten Reich als ‘politikfreie[r] Raum’ fungiert [...]” (S. 382). Stattdessen redet sie von einer Kompromissbildung als “Versöhnung von Publikums geschmack und politischem Anspruch, privatwirtschaftlichen Interessen und weltanschaulichen Imperativen, Unterhaltung und Indoktrinierung, Masenerfolg und literarischer Qualität” (S. 384).

Weitere Fragen behandelt Van linthout *en passant*, etwa die Bedeutung einer qualitativ höher stehenden Literatur, dieses bildungsbürgerlichen Ideals einer unvergänglichen

‘Dichtung’, die aus propagandistischen und gemeinschaftsbildenden Gründen für die Nazis ebenso notwendig war. Aber wie ließ sich dieses Ideal mit dem Imperativ der politischen Zuverlässigkeit kombinieren? Goebbels musste in seinen Tagebuchnotizen zugeben, dass die vom Regime geförderten ‘maßgebenden’ Autoren diesen Anspruch kaum befriedigen konnten (S. 300). Das Konzept einer “spezifisch nationalsozialistischen Dichtung” blieb also auch für die NS-Literaturfunktionäre “im Werden”.

Knapp wird skizziert, dass die vor 1933 schon vorhandene Gattung des historischen völkisch-nationalen Romans von Hans Grimm (*Volk ohne Raum*, 1926) oder Hans Friedrich Blunck (*Urvätersage*, 1925-1928), die danach von Josef Pontens Zyklus *Volk auf dem Wege* (1930-1942) fortgesetzt wurde,⁶ trotz evidenten Affinitäten mit der nationalsozialistischen Weltanschauung nicht übertrieben belobigt wurde, denn es “wurde bemängelt, dass dieser Literatur der direkte Bezug zum Nationalsozialismus fehlte” (S. 306). Von Relevanz sind ferner noch Ine Van linthouts Überlegungen zum “nationalsozialistischen Realismus”, einem Begriff, der selten in der spezialisierten Forschung verwendet wird, obwohl es auf der Hand liegt, dass der Realismusansatz in diesem kulturhistorischen Kontext Resonanz gefunden hat. Der gezielte Vergleich mit dem sozialistischen Realismus der Sowjetunion erhellt eine gemeinsame Terminologie und Metaphorik, die in beiden Konstellationen einen genau festgelegten Wirklichkeits-sinn mit der Notwendigkeit einer gesellschaftlichen Umwälzung verbindet: “Beide Realismusauffassungen propagierten eine aktive Einstellung zur Wirklichkeit und forderten die Darstellung handelnder Figuren” (S. 319).

Bei aller Achtung dieser Studie sei abschließend noch einige Kritik erlaubt. Hier wird so viel Stoff zu einem weitgehend unerforschten Feld erfasst, dass die Verf. hier und da Schwierigkeiten hat, ihn in den Griff zu bekommen. Gelegentliche “Schlussbemerkungen” nach einigen Arbeitsteilen helfen sehr, aber die einseitige “Schlussbetrachtung” der Gesamtstudie enttäuscht.

Im Ausblick über zukünftige Desiderate der Forschung (S. 271-273) fehlt meines Erachtens vor allem noch eine Begriffsschärfung der ursprünglich von Hans Dieter Schäfer identifizierten “nichtnationalsozialistischen Literatur der jungen Generation im Dritten Reich” (s. S. 257), die von Friedo Lampe bis Martin Raschke, dem *Kolonne*-Kreis und der sog. “naturmagischen Schule”, von Marie Luise Kaschnitz bis Max Frisch doch eine sehr heterogene (moderne und/oder antimoderne?) Gruppierung darstellt. In diesem Sinne kann Ine Van linthouts Studie nicht ganz als “literaturwissenschaftlich orientiertes Komplement” (S. 8) zu Barbians Institutionengeschichte betrachtet werden. Dazu fehlt eine gründliche Auseinandersetzung mit der Literatur der “inneren Emigration” und der Thematik der “verdeckten Schreibweise”, die mehrmals gestreift, aber nie richtig ausgearbeitet wird. Ein differenzierter Umgang mit den Fällen Ernst und Friedrich Georg Jünger, Günter Eich, Elisabeth Langgässer, Werner Bergengruen, Ernst Wiechert – um nur einige zu nennen – sollte nach Ine Van linthouts Studie und dem Aufschwung der neuesten Forschung⁷ Bestandteil einer zukünftigen Gesamtstudie sein. Sie

6 Der Fall Ponten wird in der zuletzt erschienenen Doktorarbeit von Philippe Beck ausführlich behandelt: *Selbst- und Fremdbilder bei Josef Ponten und Peter Schmitz, 1918-1940*. Brüssel [u.a.]: P.I.E.-Peter Lang 2013.

7 S. Bd. 9 von *Hansers Sozialgeschichte der Literatur. Nationalsozialismus und Exil 1933-1945*. Hg. von Wilhelm Haefs. München Wien: Carl Hanser 2009.

wird sich auf die vorliegende Monographie stützen können, die in keiner germanistischen Universitätsbibliothek fehlen sollte.

Hubert Roland

Uwe Schütte: *W.G. Sebald. Einführung in sein Leben und Werk* (= UTB 3538). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2011. 251 S., € 22,99 / ders.: *Figurationen. Zum lyrischen Werk von W.G. Sebald*. Eggingen: Isele 2014. 164 S., € 16,- / Christina Hünsche: *Textereignisse und Schlachtenbilder. Eine sebaldsche Poetik des Ereignisses*. Bielefeld: Aisthesis 2012. 433 S. € 38,-

Am 18. Juni wäre W.G. Sebald (1944-2001) siebzig geworden. Auch wenn dieser Todestag in der Tagespresse kaum beachtet wurde, lässt doch das akademische Interesse an seinem Werk auch über ein Jahrzehnt nach seinem Tod nicht nach. Dabei wird einerseits der Überblick gesucht in der Hoffnung, noch einige bisher unbeleuchtete Aspekte bloßzulegen, andererseits werden theoretische Zugänge erprobt, die sich – anders als in vielen früheren Studien – nicht direkt an die vom Autor selbst gelegten Fährten anschließen. Sind die beiden hier vorzustellenden Bücher Uwe Schüttes eher der ersten Kategorie zuzurechnen, so kann Christina Hünsches Werk als Versuch betrachtet werden, vermeintlich ausgetretene Pfade neu zu begehen.

In seiner Einführung scheut Schütte, auch darin wohl der Schüler seines Doktorvaters Sebald, die Polemik nicht; so werden gleich auf der ersten Seite Uwe Timm (ein „vergleichsweise dürftigere[r] Schriftsteller“) und Marcel Reich-Ranicki (einer der „geringere[n] Geister“) als Sebald unebenbürtige Kritiker ausgesondert. Das heißt aber nicht – wie der Verf. auch selbst betont –, dass diese Einführung zur Hagiografie geworden wäre: Geradezu häretisch erscheint die (m.E. aber zutreffende) Feststellung, dass *Austerlitz*, so wichtig und stellenweise meisterhaft das Buch auch sei, doch vieles „wiederverwerte“, das in den früheren Werken anzutreffen gewesen sei, und dass dem Autor hier und da der epische Atem ausgehe. Dadurch werde, so Schütte, leicht vergessen, dass das schwer einzuordnende Prosabuch *Die Ringe des Saturn* (1995) den eigentlichen Höhepunkt in Sebalds Schaffen bilde. Dass die in diesem Buch anzutreffenden geschichtsphilosophischen Reflexionen, die durch Assoziationstechnik Naturphänomene mit historischen Katastrophen in Beziehung setzen (etwa den Heringfang mit dem Holocaust), nicht unproblematisch sind, kehrt der Verfasser allerdings auch nicht unter den Tisch.

Doch auch wer Schüttes Einschätzungen nicht unbedingt zustimmt, kann dieser Einführung einiges abgewinnen. Da Schütte gerade in dem Moment intensiven Kontakt zu Sebald hatte, als dessen literarische Laufbahn durchstartete, hat er zu Vita und Werkgenese Information aus der Augenzeugenperspektive. So enthält die biographische Skizze etwa neben einigen Beobachtungen zum britischen Universitätskontext, in dem auch der Verfasser tätig ist (was seinen „schrägen Blick“ auf manche Skurrilitäten der deutschen Literaturszene mit erklärt) eine Reihe von Demystifikationen – zum Teil hat ja Sebald selbst Fehlinformationen zu seiner Person verbreiten geholfen. Die eigentliche, aufgrund der Erscheinungsdaten angeordnete Darstellung von Sebalds literarischen Veröffentlichungen zu Lebzeiten (*Nach der Natur*, *Schwindel.Gefühle.*, *Die Ausgewanderten*, *Die Ringe des Saturn* und *Austerlitz*) erfolgt in einem Wechsel aus Paraphrase und

Kommentar, was bei einer solchen Einführung auch nicht anders zu erwarten ist. Die wesentlichen Stichworte der Sebald-Forschung – Koinzidenzpoetik als Hintergrund der intertextuellen Vernetzung, Unschärfe als Motiv in Text und Bild, die “Naturgeschichte der Zerstörung” als zentraler Bezugspunkt und Antrieb des Erzählens – werden in den einzelnen Kapiteln vorgestellt, nicht ohne eigene Akzente, zum Beispiel in der Identifizierung einiger bisher kaum bemerkter Subtexte. Ein letztes Kapitel bietet einen Überblick über Sebalds literaturwissenschaftliche und essayistische Arbeiten. Schütte erkennt darin eine Entfernung von der traditionellen Germanistik hin zu einer essayistischen Form, die sich am Ende kaum noch von ihrem Objekt unterscheiden lässt; dabei greift die melancholische Thematik seiner literarischen Schriften auch immer deutlicher auf die Essays über, sogar im Fall des gelegentlich polemischen, in Deutschland am stärksten rezipierten Essays, *Luftkrieg und Literatur*. Was in dieser Einführung noch fehlt, ist ein bilanzierendes Kapitel, in dem die Rezeption auch etwas systematischer dargestellt wird, sowie ein Register, das die Fülle an referierten Personen- und Ortsnamen leichter zugänglich machte. Die angesichts der immer weiter ausufernden Sekundärliteratur sehr strenge Selektion der “Auswahlbibliographie” geht wohl auf denselben, der ganzen “cottage industry” um Sebald misstrauenden Skeptizismus zurück, der diese Einführung insgesamt kennzeichnet; das schmälert ihre Brauchbarkeit aber nicht.

Interessanter für den bereits eingeweihten Leser ist aber Schüttes schmaler Band zu Sebalds Lyrik. Das erste von drei Kapiteln analysiert Gedichte, die zwischen den frühen sechziger und den neunziger Jahren entstanden und 2008 unter dem Titel *Über das Land und das Wasser* in Buchform erschienen sind. Schütte weist nicht zu Unrecht darauf hin, dass sich viele dieser Texte wie Vorstufen zu den Prosawerken lesen und zum Teil sogar wörtlich darin wiederholt werden – womit die Frage nach der Gattungszugehörigkeit ebenso wie die nach der Eigenständigkeit dieser Lyrik zu stellen wäre. Das bündigere Format und der Zeilenumbruch aber, so Schütte, verleihen den darin enthaltenen Motiven neue Bedeutungen. Solche Motive sind die von historischen Ereignissen mit Bedeutung aufgeladene Landschaft, Astrologie und andere esoterische Wissensformen, Reisen und Tod (was bei Schütte in der Analyse des Gedichts *Ein Walzertraum* gipfelt, das den Übergang in den Tod zum Thema hat). Das zweite Kapitel handelt vom “Elementargedicht” in Buchlänge *Nach der Natur* und ist eine gründlich überarbeitete Fassung des einschlägigen Kapitels in der UTB-Einführung, die nunmehr einige sinnvolle Informationen zu Entstehung und Rezeption des Bandes sowie einige neue Deutungsansätze enthält. Schütte kommt zum Schluss, dass das Bauprinzip des Gedichts “ein triadisches System konzentrischer Kreise” ist, bei dem Naturgeschichte, Menschheitsgeschichte und Geschichte des Individuums je eigene Perspektiven eröffnen, die aber, so könnte man ergänzen, in einer künstlerischen Darstellung “nach der Natur” aufgehoben werden. Das dritte Kapitel schließlich behandelt die von Schütte als “Mikropoesie” bezeichneten, extrem verknüpften Gedichte im englischsprachigen Gedichtband *For Years Now*, erschienen nur ein paar Tage vor Sebalds Unfalltod und Ergebnis einer Zusammenarbeit mit der Künstlerin Tess Jaray, und im postumen Band *Unerzählt*, der aus einer Kollaboration mit dem Freund und Künstler Jan Peter Tripp entstanden ist. Die Bild-Text-Relationen in letzterem Band wurden schon relativ bald nach dessen Erscheinen erforscht, obwohl sie nicht durchgehend auf bewusste Entscheidungen zurückgehen. Deshalb ist zu begrüßen, dass Schütte die Bezüge zwischen Sebalds Kurzgedichten und Jarays sehr abstrakten Bildern im ersteren stärker betont, wobei dem “Raster” als gemeinsamem Motiv und Mittel der Erkenntnis zentrale Bedeutung zukommt.

Anhand einiger sehr genauer Parallelektüren zeigt Schütte ferner, wie die Gedichte in diese beiden Bänden, die teils wie einanders Übersetzungen wirken, einen Dialog eingehen, in den auch Sebalds frühere Lyrik wieder eingebunden wird. Insgesamt bietet Schütte mit diesem Buch sowohl der Sebald-Forschung als auch dem interessierten nichtprofessionellen Leser einen nützlichen Überblick über einen “marginalen” Aspekt von Sebalds Werk.

Viel stärker auf Spezialisten ausgerichtet und entsprechend zähere Lektüre ist Christina Hünsches Weimarer Dissertation, die sich mit Sebalds “historiographisch metafiktionalen Erzählweisen” auseinandersetzt, mit der Art und Weise, in der Sebalds Texte die Differenzen zwischen Geschichte und Geschichten, Fiktion und Faktualität aushandeln. Das Motiv der Schlacht ist hier besonders aussagekräftig, wie Hünsche unter Bezugnahme auf das notorisch schwierige Werk Gilles Deleuzes überzeugend demonstriert. Deleuze hat die Schlacht insbesondere in seinem Hauptwerk *Logique du sens* zum Paradigma des Ereignisses gemacht hat: Zeitlich kaum einzuordnen, aus keinem Blickwinkel beherrschbar, lässt sich an der Schlacht die Unmöglichkeit aufzeigen, ein Ereignis – als einmaliges und kontingentes – jemals angemessen zu repräsentieren. Nun finden sich in Sebalds Texten tatsächlich nicht wenige Schlachtbeschreibungen und -bilder, doch ist die Schlacht nicht nur ein Motiv, sondern eben auch ein “Textereignis”: Die Texte selbst sind “paragonale Schlachtfelder” (so der Titel von Hünsches zweitem Kapitel), auf denen der Kampf zwischen (konstruierter, konventioneller) Bedeutung und Kontingenz ausgetragen wird. Diese These entwickelt Hünsche in drei Schritten. Der erste Teil ihrer Studie befasst sich mit den “ungefügigen Gefügtheiten”, d.h. den vielfältigen und oftmals paradoxen Text-Bild-Beziehungen in Sebalds Werk. In sehr genauen Einzellektüren weist Hünsche nach, wie sich Text und Bild – in diesem Teil vor allem Fotografie – gegenseitig gleichsam aushebeln und so ihre referentielle Funktion untergraben. Der historiographiekritische Tenor von Sebalds Werk lässt sich hier auch an dessen Form aufzeigen. Das eigentliche Ereignis in dieser Literatur spiele sich, so Hünsche, nämlich gerade in den Zwischenräumen zwischen beiden Medien ab: Der Verlust eines eindeutigen Sinnes öffnet erst den Raum für die Kontingenz, das Unberechenbare im Text. Im zweiten Teil geht es dann um Schlachtenbilder und deren ekphrastische Extrahierungen, also die Verschriftlichung von Bildern. Als Modelle dienen dabei die Beschreibung von Albrecht Altdorfers *Alexanderschlacht* in *Nach die Natur* und die vielschichtigen Kommentare zu den reproduzierten Seeschlachtengemälden in *Die Ringe des Saturn*. Hünsche setzt hierbei ausgedehnte kriegs- und kunsthistorische Quellen ein um Sebalds Umgang mit den Bildern oder deren behaupteten Hintergründen zu dekonstruieren. Im dritten Teil schließlich geht es um die Unortbarkeit des erzählenden Ichs, das sich in einem Maskenspiel immer wieder dem identifizierenden Zugriff des Lesers entzieht. Wie Hünsche zeigt, hängt Sebalds verwinkelte Auseinandersetzung mit der Historiografie eng mit seiner Verhandlung autobiografischer Schreibweisen zusammen, ist doch das Ich-Sagen eher ein Signum der Literatur als der Geschichtsschreibung. Die Wahl des Schriftstellers Henri Beyle (Stendhal) als Hauptfigur der ersten Erzählung des Bandes *Schwindel.Gefühle* ist daher nur logisch: Die von ihm illustrierte “Ich-Übertreibung” (S. 405) wiederholt sich in der Geste von Sebalds Erzähler-Ich und verbietet die einfache Festlegung auf eine einzige, vereinheitlichende narrative Instanz – und damit einer einfachen Beglaubigung, die sich – wie Hünsche in ihrem Schlusskapitel ausführt – auch keinesfalls durch Berufung auf die von den Texten allzu aufdringlich nahegelegte Identifizierung des/der Erzähler(s) mit dem realen Autor herstellen lässt.

Letztere Thematik stellt eine Frage in den Raum, die auch Schütte in seiner Einführung anreißt: Wie nämlich das Verhältnis zwischen Sebalds literarischen und seinen literaturwissenschaftlichen Werken zu verstehen ist. Schütte weist darauf hin, dass sich die Grenzen zwischen beiden Textgattungen im Laufe von Sebalds Karriere immer weiter verwischen, wie die Essaysammlung *Logis in einem Landhaus* (1997) zeige. Damit wird aber auch der Status von (Literatur-)Wissenschaft im Allgemeinen zur Diskussion gestellt. Hier könnte genaue Lektüre von Sebalds Texten gewiss noch interessante neue Einsichten bieten.

Jan Ceuppens

Gerhard Schaub: *Hugo Ball – Kurt Schwitters. Studien zur literarischen Moderne*. Hrsg. von Sabina Becker, Christoph Bode, Hans-Edwin Friedrich, Oliver Jahraus und Christoph Reinfandt. Würzburg: Ergon Verlag 2012. 422 S. 55 €.

Der vorliegende Band bündelt sieben Aufsätze Gerhard Schaub zu Hugo Ball und sechs zu Kurt Schwitters, die der anerkannte Dada-Spezialist im Laufe von drei Jahrzehnten geschrieben hat. Den Auftakt des bildet die erweiterte Fassung seiner Antrittsvorlesung an der Universität Trier von 1982 über Hugo Balls Gedicht *Totentanz* als „literarische Opposition“ (S. 13) gegen den Ersten Weltkrieg. Der Band wird durch Schaub's Abschiedsvorlesung über Erich Kästners Kassenschlager *Emil und die Detektive*, einer Beilage, abgeschlossen.

Die umfassende Studie zum *Totentanz* setzt den Grundton für den ganzen Sammelband, in dem Schaub immer wieder gründliche Erkundungen des Entstehungskontextes der Texte und Œuvres vornimmt. Schaub zeigt sich als Meister der Paratextualitäts- und -medialitätsforschung, der alle möglichen zum erweiterten Rahmen der betreffenden Arbeiten gehörenden Texte, medialen Produkte und Fakten in seine Forschung mit einbezieht. Eine wichtige Rolle kommt dabei dem Briefverkehr, den Ball und Schwitters mit Mäzenat/inn/en, Verlegern und Künstlerkolleg/inn/en führten, zu. Interessant sind in diesem Zusammenhang vor allem die Einblicke, die Schaub seinen Leser/innen in die literatursoziologischen und sogar privaten Hintergründe der literarischen Moderne bietet. So geht Schaub im Fall von Hugo Ball auf dessen schwierige finanzielle Lage ein und zeigt, wie der Künstler und seine Frau Emmy Hennings sich durch „Bitt- und Bettelbriefe“ (S. 223f.) an Freunde und Bekannte um ihren Lebensunterhalt rangen. Dabei kommen teilweise brisante, bisher vernachlässigte Details ans Tageslicht wie beispielsweise die Schlüsselrolle, die die „ganz besondere Mäzenatin“ Käthe Brodnitz beim Entstehen des *Cabaret Voltaire* spielte, indem sie eine „beträchtliche Geldsumme“ spendierte (S. 224).

In den Studien zu Kurt Schwitters geht Schaub auf dessen Probleme als sog. ‚entarteter‘ Künstler in den frühen Dreißigerjahren ein. Neben den auch Schwitters plagenden Geldproblemen werden seine breiten Kontakte zu führenden Personen der internationalen Kunst- und Sammlerszene besprochen, wobei insbesondere der Kontakt zu dem Basler Sammlerpaar Annie und Oskar Müller-Widmann und zu dem Konzertpianisten und Kunstfreund Felix Witzinger beleuchtet wird.

Schaub's Studien zeigen anhand von präzisen, ebenso akribischen wie detailverliebten Rekonstruktionen, dass Kunstwerke keine *creations ex nihilo* sind. Gerade dies führt aber auch zu meiner wichtigsten Kritik an den Studien Schaub's: Die Mehrheit der Tex-

te ist vor allem literatursoziologischer und/oder produktions- und rezeptionsästhetischer Art; nur in wenigen Texten findet sich eine textimmanente Herangehensweise an die eigentlichen Texte der beiden Künstler. Letzteres ist zum Beispiel der Fall in dem Text zu *Totentanz*. Dieser darf aufgrund seiner enormen Dichte und der Akribik, mit der Schaub Balls Gedicht entstehungsgeschichtlich und auch intertextuell einrahmt, als Höhepunkt des vorliegenden Bandes betrachtet werden. Auch in dem Beitrag zu Balls Komödie *Der Henker von Brescia* werden die intertextuellen Bezugnahmen auf die Vorlage, die heute so gut wie unbekannte Erzählung *Das Frauenhaus von Brescia* von Karl Hans Strobl, eruiert. In den Studien zu Kurt Schwitters kommen dessen Texte selber nur am Rande zur Sprache. So etwa in der Studie zu Schwitters' *Basel*-Gedicht, in dem für Nicht-Basler schwer zu entziffernde zeitgeschichtliche Anspielungen eruiert werden. Die meisten Studien im vorliegenden Band konzentrieren sich jedoch auf kontextuelle – manchmal anekdotische – Begebenheiten.

Dem Sammelband kann eine gewisse Asymmetrie bezüglich der beiden Künstler nicht abgesprochen werden: Die Beiträge zu Kurt Schwitters sind weitaus kürzer und beanspruchen denn auch nur ein Drittel des Bandes. An sich wäre dies kein Problem, wenn die Ball-Studien nicht auch qualitativ deutlich überlegen wären. Während diese mit informativer Reichhaltigkeit nahezu überrumpeln, stellt sich bei der Lektüre der Schwitters-Studien manchmal ein Gefühl der Wiederholung ein. Dies hängt damit zusammen, dass diese sich stark auf eine spezifische Thematik konzentrieren, und zwar auf Schwitters' Probleme als "Exilant im eigenen Land" und seine Kontakte ins (vor allem) Schweizer Ausland, die ihm die Weiterführung seiner künstlerischen Aktivitäten ermöglichten. Natürlich sind die unterschiedlichen Beiträge ursprünglich nicht als Kapitel eines und desselben Bandes konzipiert worden und insofern ist Wiederholung eine logische Folge der Konzeption eines Sammelbandes wie des vorliegenden.

Äußerst positiv zu bewerten ist die Tatsache, dass Schaub Schwitters in seinen Studien auch tatsächlich als "Allround-Künstler" (S. 245) und nicht einseitig als Literaten oder bildenden Künstler bespricht. So führt er zum Beispiel auch eine (kurze) Analyse von Schwitters' *Bruderholz*-Collage durch. Darüber hinaus bietet der Verf. in seinem Beitrag über den "Vortragskünstler" Kurt Schwitters dessen Arbeiten, deren Sinnverweigerung sonst nahezu absolut wäre, den notwendigen Interpretationsrahmen. Schaub bringt es selber auf den Punkt, indem er schreibt, dass Schwitters hier "seinem Ideal des Gesamtkünstlers und des 'Merzers' am nächsten" gekommen sei (S. 261). Schwitters' Kunstwerke müssen immer vor dem Hintergrund und im Rahmen der Vortragstätigkeit ihres Autors gesehen werden, was die fehlende Textimmanenz der Schwitters-Studien Schaub's denn auch zum Teil erklärt.

Als Zusammenstellung von literatursoziologischen Studien ist der hier besprochene Sammelband eine unverzichtbare Lektüre, wenn es auf die Entstehungsgeschichte der Texte Balls und auch allgemeiner des *Cabaret Voltaire* und des Zürcher Dada ankommt. Der Band festigt Balls Rolle als Gründer des Dada Zürich, in dessen Zusammenhang international all zu sehr die Namen Tzara und Janco im Vordergrund stehen. Außerdem bieten Schaub's Studien zu Schwitters für die Arbeiten des Merz-Künstlers einen wertvollen Interpretationsrahmen.

Noël Reumkens